

Heimpel

SONDERDRUCK

aus

»DIE GROSSEN DEUTSCHEN«

Deutsche Biographie in 4 Bänden

Bd. 4

Herausgegeben von

Hermann Heimpel · Theodor Heuss
und Benno Reifenberg

IM PROPYLÄEN-VERLAG
BEI ULLSTEIN BERLIN

JACOB BURCKHARDT

1818–1897

Von

Hermann Heimpel

Jacob Christoph Burckhardt ist zu Basel am 25. Mai 1818 als viertes Kind des damaligen „Obersthelfers“ und späteren „Antistes“ der Basler Kirche, Jacob Burckhardt, und der Ratsherrentochter Susanna Maria Schorndorff geboren und zu Basel am 8. August 1897 gestorben. So umfaßt sein Leben fast das ganze 19. Jahrhundert von dessen in der Französischen Revolution und der Zeit Napoleons liegenden Anfängen bis an die von Burckhardt fast durchschaute Wolkenwand, hinter der sich die Gewitter unseres Jahrhunderts zusammenbrauten. Jacob Burckhardt ist drei Jahre jünger als Bismarck, im selben Jahr und Monat zur Welt gekommen wie Karl Marx; ein Jahr nach seiner Geburt rief, unter starker schweizerischer Anregung, der Reichsfreiherr vom Stein die *Monumenta Germaniae Historica* ins Leben: jene die deutsche gelehrte Historie von neuem begründende kritische Sammlung mittelalterlicher Geschichtsquellen, welche, bis heute unvollendet, neben den besonders von Theodor Mommsen gemeisterten antiken Inschriftensammlungen auf dem Gebiet der Geschichte jenen Betrieb organisierter Gelehrsamkeit begründete, der Burckhardt im Reifen der eigenen Natur immer fremder wurde.

Der Basler Jacob Burckhardt gehört zu den gelehrten Schriftstellern, die das Ihre für die Geltung der deutschen Sprache in der Bildungswelt getan haben. Daß es eine bis heute fortwirkende deutsche Literatur gibt, die trotz ihrer schwer zugänglichen Gedankenführung und Gedankenformung ihren Anteil an der Weltliteratur hat, ist in dem 19. Jahrhundert, in der unserer klassischen Dichtung und der Philosophie Kants und Hegels folgenden Zeit auch die Leistung der Historiker von Niebuhr bis Treitschke gewesen. Sie hatten die Kraft, die Entwicklung der historischen Literatur zur gelehrten Historie, zur Geschichtswissenschaft als einem Fach, mit der Form des literarischen Kunstwerks zu verbinden. Die deutschen Historiker aber haben allen Grund, den Schweizer Jacob Burckhardt als Klassiker deutscher, wissenschaftlicher, historischer Prosa zu ehren und in Dankbarkeit zu den ihren zu rechnen. Er steht mit seinem Konstantin neben Droysens Alexander, mit seiner „Renaissance“ neben Rankes Geschichte der Päpste, mit der Griechischen Kulturgeschichte neben Mommsens Römischer Geschichte.

★

Einzigartig, nur ihm gehörig, ist die Verteilung der Werke im Leben. Die drei von Burckhardt als Veröffentlichungen geplanten und zu seinen Lebzeiten erschienenen jeweils einbändigen Hauptschriften sind innerhalb eines Lebens, das fast achtzig Jahre währen sollte, zusammengedrängt in die sieben Jahre von 1853 bis 1860, zwischen das fünfunddreißigste und zweiundvierzigste Jahr.

Im Juli 1837 hatte der neunzehnjährige Jüngling zum ersten Male das obere Italien gesehen, in den Spätsommern 1838 und 1839 war er tiefer nach Süden vorgedrungen. Italien wurde — zumal seit dem Frühjahr 1846 — das Ziel seiner Fluchten aus Staat und Politik der Gegenwart, aus der zuerst 1843 in Paris empfundenen und im Gedicht gefaßten Misere des modernen Großstaates und der heraufkommenden Massen; auch das Tor zur Universalgeschichte, nachdem sich Burckhardt eben mit dem Neujahrsblatt von 1846 über „Die Alemannen und das Christentum“ von den schweizerischen, deutschen, frühmittelalterlichen Themen und Plänen seiner wissenschaftlichen Anfänge gewissermaßen verabschiedet hatte. In dem pittoresken, noch mit Stendhals Augen und Goethes Zeichenstift erfahrbaren Italien der staatlichen Zersplitterung, der gefährlichen Wege und gebrechlichen Karossen entstand nach den römischen Aufenthalten der Jahre 1846, 1847, 1848 und 1853/54 als „Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens“ der „Cicerone“: ein beredter unter den allzu beredten Fremdenführern Italiens. Sein Verfasser freilich war zugleich einer der Begründer der wissenschaftlichen Kunstgeschichte im heutigen Sinne, die er mit einer Überfülle von Arbeiten bereichert hat. Aber der Kunsthistoriker spricht auch im Cicerone als Universalhistoriker. Sein großes Thema klingt auf: in der erlittenen Modernität die Begegnung mit den alten Zeiten zu suchen; mit Zeiten, die von uns radikal verschieden sind, die aber in der geschichtlichen Distanz als anklingend und im höheren Sinne gleichzeitig ergriffen werden. Dieses von der Jugend bis zum Tode festgehaltene Anliegen der Kontinuität der Geschichte als einer Kontinuität des historischen Bewußtseins klingt durch die genauesten, baedekerhaftesten Vollständigkeiten in diesem Stile: „Die Grabstatue Innonzenz' IV. im linken Querschiff des Domes (von Neapel) mit ihrem höchst ausdrucksvollen, imposanten und feinen Priesterantlitz ist wohl lange nach seinem Tode (1254), etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts, gearbeitet.“ Die historischen Eckpfeiler des Buches sind der Anfang über die Tempel von Paestum und die Sätze über Michelangelo. „Ein Unterbau von drei Stufen hebt das Haus des Gottes über die Fläche empor. Es sind Stufen für mehr als menschliche Schritte . . . Man konnte möglichst dicke Pfeiler oder Zylinder hinstellen, allein der Grieche pflegte nicht durch Massen, sondern durch ideale Behandlung der Formen zu wirken. Seine dorische Ordnung aber ist eine der höchsten Hervorbringungen des menschlichen Formgefühls.“ Und: „Er (Michelangelo) war ein großartiges Schicksal für die Kunst; in seinen Werken und in ihrem Erfolg liegen wesentliche Aufschlüsse über das Wesen des modernen Geistes offen ausgesprochen.

Die Signatur der drei letzten Jahrhunderte, die Subjektivität, tritt hier in Gestalt eines absolut schrankenlosen Schaffens auf.“ Nicht nur das „subjektive“, unmythische und im Gegensatz zu den Alten nicht in einen langsam gereiften Stil gebundene Wesen der „Moderne“ ist hier vorweggenommen, sondern diese im Jahre 1855 veröffentlichten Sätze über Michelangelo umschließen das von Burckhardt mit vorschreitendem Alter immer dringlicher durchdachte Problem von Gegenwart und Geschichte, von Ferne und Vergegenwärtigung alter Zeit. Denn so gut Michelangelo für Burckhardts Urteil die „Moderne“ vorwegnimmt, so gut würden ihn Burckhardts den Weltgeschichtlichen Betrachtungen eingefügte Gedanken über die historische Größe von „unserm Knirpstum“ abheben und ihn zu den Großen rechnen: „Aber die ungeheure Gestaltungskraft . . . gibt selbst seinen gesuchtesten und unwahrsten Schöpfungen einen ewigen Wert.“

Zwei Jahre vor dem Cicerone, 1853, und fünf Jahre später, 1860, ihn flankierend, vorbereitend, ausdeutend, werden vollendet: „Die Zeit Constantins des Großen“ und „Die Kultur der Renaissance in Italien“. Burckhardt hat sein Interesse an der Geschichte mit einer Vorliebe für die Zeiten erklärt, die „rittlings“ „über der Scheide zweier Epochen schweben“. Konstantin scheidet heidnische Antike und christliches Mittelalter. Nicht klassizistisch-melancholisch in Gibbons Art wurde „Niedergang und Fall des Römischen Reiches“ zum Thema gewählt, sondern im Sturz des Alten das Kommen des Neuen geschildert. Auf breitem Quellenstrom, auf den Erzählungen der Historia Augusta, denen Burckhardt williger folgte, als es die neuere Forschung tun durfte, mit gelehrter Verwertung der Inschriften und souveräner Beherrschung der griechischen und lateinischen Kirchenschriftsteller wird „die Reichsgewalt im 3. Jahrhundert“ von Septimius Severus bis Diokletian in ihren Wechseln und in ihrer Unverwüstlichkeit charakterisiert, die „Alterung des antiken Lebens“ in Religion und Kultur dargetan; erst spät im Buche, als Beendiger der Christenverfolgungen, tritt Konstantin auf, der Vollender und Verderber der diokletianischen Adoptionen, der Gründer Konstantinopels, hier wie in „Rom, Athen, Jerusalem“ zugleich Überwinder und Bewahrer der Alten Welt. Man sieht: keine Biographie Konstantins und, so sehr sich Burckhardt in diesem Buche noch an die später verachteten Fakten nach der Zeitfolge, an Staatsaktionen und Schlachten hält, schon eigentlich keine historische Erzählung mehr, sondern Charakteristik einer als Individuum erfaßten Zeit: „Kulturgeschichte“. Vor dem „Staat“ machen sich schon die zwei anderen, später in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ programmatisch eingeführten „Potenzen“: „Religion“ und „Kultur“, geltend. So klar der Verfall im ganzen dargetan ist, so deutlich werden „wir Spätgeborenen“ von Burckhardt zur Ordnung gerufen, die sich jenen „Verfalls“-Zeiten gegenüber zu rasch etwas herausnehmen: „Ein Blick auf die geretteten Lehrbücher der spätern römischen Rhetorik genügt, um uns mit tiefer Beschämung zu erfüllen.“ Noch ist der „Konstantin“ ein Stück politischer Geschichte; in stets

erneuerter Verachtung für den erbaulichen Lügner Eusebius wird die Kolossalstatue des „Egoisten im Purpurgewand“ vor einem Himmel aufgerichtet, an dem keine Kreuze erscheinen und aus dem die Engel nicht sprechen. Aber bald wenden sich Interesse und Sympathie von Hof und Heerlager ab; sie folgen den Einsiedlern in die Wüste und — noch immer — den Philosophen in den Peribolos. In die Einsamkeit des Kampfes mit den Dämonen der Versuchungen und in die Wandelhallen melancholischer Bildungstradition werden Einsiedler und Denker von einer bösen Zeit getrieben. Näher als jene stehen dem mitempfindenden späten Historiker diese: die im Grunde heidnischen letzten Vornehmen und letzten Gebildeten.

Wie das Denken über die Zeit Konstantins des Großen, so senkt auch der Plan der „Kultur der Renaissance“ seine Wurzeln tief in Burckhardts Jugend hinab. Der „große Lehrer“ Ranke mit seiner Geschichte der Päpste, die der junge Burckhardt nach eigenem Zeugnis „teilweise auswendig“ wußte, gab die erste Anregung, die Italienreisen seit dem zwanzigsten Jahr boten die bleibende Anschauung. Im Jahre 1843 rissen die Bilder des Murillo im Louvre ihren Beschauer über das von Ranke in ihm begründete Verständnis der spanischen Gegenreformation und über Jugendpläne, die sich an die Geschichte der Gegenreformation in der Schweiz gerichtet hatten, zur italienischen Renaissance.

In dem irritierenden Paris des Bürgerkönigtums wendet sich der Fünfundzwanzigjährige, schon damals wie dann im höchsten Alter seine Zeit zugleich fliehend und deutend, der Umbruchszeit vom Mittelalter zur Neuzeit zu, die so „rittlings“ „über den Epochen schwebt“ wie die Zeit Konstantins des Großen. Das Werk hat endlich, in Burckhardts zweiundvierzigstem Jahr, den Glanz der Anschauung, die Konturenschärfe des immer zeichnenden Augenmenschen, den Schimmer auch schon der resignierenden Weisheit in aller Freude über die Gestaltung einer neuen Erkenntnis. Die neu entdeckte Vergangenheit steht im Lichte der Gegenwart. „Das Moderne“ wird im Gegensatz zu dem „Alten“ als „Anfang“ entdeckt. Aber die „Kleinheit“ der *heutigen* Moderne wird als die erwartete letzte Konsequenz von Anfängen verstanden und verurteilt, die mit „dem Alten“, nämlich dem Mittelalter, wie mit „den Alten“, nämlich Griechen und Römern, noch in gemeinsamer Kraft verbunden waren, „rittlings über den Epochen“. Da zeigt der verweltlichte, rationale, grausame „Staat als Kunstwerk“ seit der Tyrannei Friedrichs II. in Sizilien bis zum „Principe“ des Machiavelli Züge der „echt modernen Fiktion der Staatsallmacht“, da führt der zweite Abschnitt die „Entwicklung des Individuums“ vor. Neben den „kräftigen Frevler“ tritt der „politisch indifferente Privatmensch“; dann, vor dem „neuen Ruhm“ und vor dem „neuen Spott und Witz“, die Vollendung der Persönlichkeit, des Uomo universale im Stile von Burckhardts Zentralfigur Leon Battista Alberti. Immer ist der Leser gespannt — weil Burckhardt die Vergangenheit vergegenwärtigt und zugleich der Gegenwart die geschichtliche Tiefe gibt —

indem, wie er in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen sagen wird, „alles Geistige eine geschichtliche Seite“ hat und alles Geschichtliche eine geistige, nämlich Anteil am Geist, der „Wandelbarkeit“ hat, aber nicht „Vergänglichkeit“.

So berühmt im übrigen die Abschnitte über „die Entdeckung der Welt und des Menschen“ und über „die Geselligkeit und die Feste“ geworden sind, für Burckhardts wissenschaftliches Anliegen und für seine gelehrte Bemühung war das Zentrum seines „Versuches“ doch der dritte Abschnitt über „die Wiedererweckung des Altertums“. Seit der Renaissance selbst und eben noch im Jahre 1859 durch Georg Voigt war die „Wiederbelebung des classischen Alterthums“ als das Wesentliche an der Epoche angesehen worden. Burckhardt wendet diese humanistische Betrachtung in eine historische, durch einen Hauptsatz des Buches: „daß nicht (die Einwirkung der antiken Welt) allein, sondern ihr enges Bündnis mit dem neben ihr vorhandenen italienischen Volksgeist die abendländische Welt bezwungen hat“.

Das Buch, mit dem seither drei Generationen gelehrter Renaissanceforschung sich immer von neuem auseinandersetzen mußten, von seinem Verfasser als „Ein Versuch“ bezeichnet, erhob nicht eigentlich gelehrte Ansprüche, und was Lord Acton über Burckhardts Renaissancebuch gesagt hat, sollte für seine ganze Produktion gelten: das „eindringendste und feinste kulturgeschichtliche Werk der Literatur; aber sein Verdienst liegt weniger in neuen Erforschungen als in der Originalität, mit welcher der Verfasser bekannte Bücher nützlich macht.“ Etwaige Erwartungen an Vollständigkeit wischte Burckhardt mit Geständnissen von seinem Tische, wie sie auch in seinen sonstigen Werken wiederkehren: „Diese zerstreuten Notizen (über das Verhältnis der Italiener zur Naturwissenschaft) sollen nur zeigen, welcher Lücke der Verfasser sich an dieser Stelle bewußt ist.“

★

Es wird Zeit, auf den Lebensweg zurückzublicken, der Jacob Burckhardt auf die Höhe des „Versuches“ von 1860 geführt hat.

Mit goethischer Raschheit und Allseitigkeit, mit den Geschwistern liebevoll behütet im Elternhaus auch nach dem frühen Tod der Mutter, entfaltet sich, nicht ohne Altklugheit, der jugendliche Geist; und welche Blüten er auch treibe, sie haben die Farbe der geschichtlichen Erinnerung. Der Zehnjährige darf aus einem beschädigten Exemplar von Wurstisens Basler Chronik Vignetten, Porträts, Altertümer ausschneiden; die von ihm gefertigten Kulissen eines Puppentheaters zeigen die Prospekte eines Habsburger-Dramas aus dem Mittelalter und eines fürstlichen Lustgartens aus der Renaissance, und unter den „Composizioni“ des fünfzehnjährigen Giacomo Burcardo bildet das Hauptstück eine musikalische Totenfeier für Ludwig XVI.

Dankbarkeit fürs Leben begründet dann die freundschaftlich führende Zuneigung Heinrich Schreibers, des liebenswürdigen, in die Geschichte ausgewichenen liberalen Professors der katholischen Theologie, des Historikers von Freiburg im Breisgau. Er leitet den jungen Verfasser eines 1839 geschriebenen, dann 1843 gedruckten Basler Münsterwerkes ins Freiburger Münster.

Die Studien seit dem April 1836 führen den Pfarrerssohn im Frühling 1837 in die Hörerbank der Basler Theologischen Fakultät. In die kirchenhistorischen Kurse von Hagenbach reichen manche Motive des Konstantin zurück, von dem bedeutenderen De Wette und seiner Exegese nahm der Student die Kenntnis des Alten Testaments mit, die in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen die Poesie als die Verdichtung des allgemein Menschlichen gipfeln sieht in „jenem unvergleichlichen Ausbruch der Inspiration: Jesaja 60“. Und doch war es die historisch gerichtete Theologie besonders De Wettes, welche den zweifelnden Burckhardt in die Krise stieß. „In dem Ruin“ seiner „bisherigen Lebensansicht“ „umherschauelnd“, findet der junge Burckhardt „ein Heilmittel“ in seinem neuen „Hauptfach“.

Jetzt sollte der Weg ins Weite führen. Burckhardt reiste im September 1839 nach Berlin: an die noch nicht dreißigjährige, vom Nachglanz Hegels bestrahlte und von frischen Talenten beglänzte Universität des Humboldtschen Neuhumanismus. Was Berlin für Burckhardt bedeuten würde, sagen die Namen der Historiker, denen er die Empfehlungsbriefe Heinrich Schreibers überreichen durfte: Leopold Ranke, damals zweiundvierzigjährig, der eben den letzten Band der „Päpste“ und den ersten der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ abgeschlossen hatte; Johann Gustav Droysen, einunddreißigjährig, berühmt durch seinen Alexander; von Philologen, historisch-realistisch gerichtet, mit Vollendung seiner „Staatshaushaltung der Athener“ beschäftigt, der ältere, damals vierundfünfzigjährige August Boeckh; später, 1841, wurde Jacob Grimm, der eben, vier Jahre nach seiner Vertreibung aus Göttingen, in Berlin seine neue akademische Heimat gefunden hatte, dem schon gereiften Studenten durch seine Vorlesungen über die Germania des Tacitus unvergeßlich.

Nicht die Geschichte, sondern die Kunstgeschichte, nicht Ranke, sondern Franz Kugler und seine Geschichte der Baukunst ziehen den Jüngling aus Basel zuerst an, der, im Kreise zunächst heimatlicher Freunde, sich über Berlin und die „gotteserbärmliche“ Umgebung noch in jugendlichem Heimweh das medisante Urteil bildet, das sein an südlicher Landschaft gebildetes Auge für die Stadt Schlüters und Schinkels auch weiterhin verschließen sollte, die märkische Landschaft mit den als „Greuel“ empfundenen Windmühlen häßlich findet und später nur als Auslauf für Kunst- und Geschichtsgespräche mit Meister Kugler hinnimmt; im Alter wird sich die Stimmung gegen das inzwischen zur Reichshauptstadt gewordene Berlin noch aufladen mit dem Abscheu

gegen modernes Großstadtwesen überhaupt. Richard Wagner, wird es heißen, gehört „eigentlich“ nach Berlin. Der Zweiundzwanzigjährige faßt bei Boeckh seinen ersten Begriff von „Culturgeschichte“ und begreift das vormärzliche Deutschland in dem Moment, da Deutschland einem freiheitlich gesinnten und konservativ gestimmten Schweizer am besten gefallen mußte: im Übergang von der Romantik zum jungen Deutschland. Wie, nach Goethes Straßburg, nach des Jünglings Basler und Freiburger Erlebnis der Gotik, eine zweite Entdeckung von „deutscher Art und Kunst“ führt die romantische Harzreise vom Juli 1840 den schon für die Romantik aufgeschlossenen jungen Kunstfreund vor die Domtüren in Hildesheim, Wagen- und Fußreise im Frühling 1841 von Berlin nach Bonn. Hell brennt in dem Schweizer die Flamme deutsch-romantischer Freundschaft; seines Friedrich Tschudi Arm liegt ihm „traulich um die Schultern“, der „Geschichtsjubel“ klingt als echt romantischer Schauer über die Einheit von Vergangenheit und Gegenwart dem Lutherlied nach, mit dem in Eisleben der Nachtwächter die Jahrhunderte übertönt. Einen Sommer in Bonn romantische Rheinlust genießend, im Gedicht gefaßt und mit dem Zeichenstift ins Architekturgeschichtliche versachlicht — mit Bewegung liest der heutige Deutsche die Bleistiftchiffre der genau hundert Jahre später in Schutt gesunkenen Kirche von St. Marien im Kapitol —, im Maikäferbund und in der Liebe zu dem dichterisch bewegten, politisch ringenden, kirchlicher Enge sich tapfer entringenden Ehepaar Gottfried und Johanna Kinkel erlebt der junge Burckhardt gerade noch die Romantik als Einheit von Dichtung, Wissenschaft, Philosophie und Politik, eine niederländische Reise wird dem „Wegweiser durch die belgischen Kunstschatze“, dem „belgischen Cicerone“, gewidmet. Im Winter 1842/43, in Berlin in Rankes Seminar, entstehen die Arbeiten über Karl Martell und den Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden, die vor der Pariser Reise im Sommer 1843 der Basler Fakultät erlauben sollten, den abwesenden jungen Gelehrten zu doktorieren. Bald, mit Vorträgen über die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges (1444) und über den Veltliner Mord (1620), gelingt die Habilitation. Keineswegs konnte die „Venia Legendi“ in einer Zeit und an einer Universität ihren Mann ernähren, da es keine Fachhistoriker unter den Studenten gab. Sein Brot, aber auch einen inneren Beruf, seine „Bürgerpflicht“ suchte er, der Verfasser von zahlreichen kunsthistorischen Artikeln für das Lexikon von Brockhaus, vor allem als Journalist, als Helfer des Rats Herrn Andreas Heusler in der Basler Zeitung, dem konservativen Blatte. Burckhardt hat sich selbst schon damals als „konservativ“ bezeichnet, zumal den unruhigen deutschen Freunden gegenüber; freilich, mit ihnen konnte er auch „liberal“ sein, solange es gegen Unfreiheit, Polizeistaat, geistige und geistliche Bedrückung ging. Sein Konservatismus ist schweizerisch, ja baslerisch bestimmt. Er konnte konservativ sein, ohne monarchisch sein zu müssen wie seine preußischen Freunde und ohne höfisch zu sein wie Ranke. Aber er konnte auch den preußischen Freunden

schreiben, sie erstrebten die Freiheit im Schutz eines großen Staates, er aber habe den Volksmännern „ins wüste, versoffene Auge gesehen“. So erfaßte ihn, den in freiheitlicher Tradition geborgenen Basler und Schweizer, der Horror vor „servilen“ wie „liberalen“ Philistern, vor „Pariser Radikalen“, vor dem Berliner „Freien“ und dem „Festbrüller“, den er im Zelt des eidgenössischen Freischießens erlebte. Ende 1845 schied er aus der Basler Zeitung, bald auch aus der Mitarbeit an der Kölnischen Zeitung und aus der Politik aus. Die Entscheidung zur „Apolitie“ war gefallen, nicht aus „eigensüchtigem Epicuräismus“, wie er 1848 dem Freunde Hermann Schauenburg glauben zu schreiben zu müssen, sondern aus der „Notwendigkeit seiner Natur“; inmitten einer von Ranke herkommenden, aber sich von Rankes Universalhistorie entfernenden politischen und zugleich sich national pointierenden deutschen Geschichtschreibung. Die Entscheidung fällt gegen die deutsche liberale, nationale, politische Historie, sie fällt aber auch gegen den eigentlich gelehrten Betrieb. Sein Respekt vor der Gelehrsamkeit ist verpackt in ironische Bezeugungen eigener „Unwissenschaftlichkeit“, in die Sorge, die „Viri eruditissimi“, die Hochgelahrten, könnten sich einen Thron anmaßen, von dem herab die Gefahren des Jahrhunderts: Genügsamkeit und Dünkel, ungeschiedene „Quisquilienforschung“, fachmäßiger Betrieb, streberhaftes „Pressieren“, ihre Herrschaft antreten könnten. Und die Entscheidung gegen die eigene politische Betätigung und gegen politische Abzweckung der Historie war zugleich die Entscheidung für die Kulturgeschichte und gegen die chronologisch erzählten Facta: gegen, wie Burckhardt einmal beißend sagt, die „krepiereten Bataillen in den Heften der Viri eruditissimi“. Zwischen den Extremen Burckhardt und Treitschke aber konnte die wirkliche Auseinandersetzung nur von Burckhardt zu Ranke sich vollziehen – soweit denn das Denken und die unter aller „Apolitie“ grollende politische Leidenschaft des „Einsiedlers“ – schon der Achtundzwanzigjährige nennt sich selbst „verschlossen und ironisch“ – überhaupt noch Auseinandersetzungen suchten.

Schon die Verehrung des jungen Studenten hat den kritischen Zug, dem man nur die jugendlichen Töne wegdämpfen muß, um Burckhardts fortdauernde Stimmung und Stellung zu Ranke zu vernehmen. Schon der Student läßt sich Schwächen im Charakter des „Satyricus“ berichten, zumal – bei einem ihm denkwürdig gebliebenen Besuch – von Bettina von Arnim. Rankes glänzende Darstellung scheint ihm dazu bestimmt, solche Schwächen zu überbrücken; bissige Anmerkungen in Kollegnachschriften, etwa von dem „perfiden Lob-salm“, den Ranke mit der Gleichsetzung von Volkskraft und antirevolutionärer Politik der Restaurationsmächte konstruierte, zeigen in der noch unreifen Form Burckhardts nie eingeschläferte Wachheit gegen alles vermeintliche oder wirkliche Sich-Biegen vor dem Erfolge. Wir kennen Ranke heute besser, als ihn, schon nach seinem Temperamente, der alte wie der junge Burckhardt kennen konnte; nicht gebunden an den Augenblick, der auch einen Burckhardt band,

können wir den Unterschied vielleicht aufs kürzeste durch zwei so unverbindbar scheinende Worte bezeichnen wie „Schönheit“ und „Revolution“. Man könnte, gewiß vereinfachend, sagen: Ranke, der Historiker der „Großen Mächte“, suche das Schöne *in* der Geschichte, der „Kulturhistoriker“ Burckhardt finde es außer und trotz der Geschichte. Man sieht ihn die Gegenwart in die Vergangenheit fliehen, man trifft ihn auf der Flucht in das Schöne, in die Kunst. Man findet ihn auf dem Fluchtweg von Berlin, ja von Basel nach Rom, und derselbe Weg ist letzten Endes doch noch der im Jahre 1886 getane Verzicht des Sechsendsechzigjährigen auf die historische Vorlesung zugunsten der allein festgehaltenen kunsthistorischen Kollegien. Aber dies alles ist keine Flucht aus der Geschichte. Das Schöne, und sei es auch in der Medusenmiene des Schrecklichen, konnte Burckhardt auch im Staate finden, in Perikles, Alkibiades, in der „Naivität“ der „kräftigen Frevler“. Burckhardt hat den Weg von der Kunstgeschichte in die Geschichte auch immer wieder zurückgefunden: von der spätantiken Kunst zu Konstantin, von Murillo, wir haben es gesehen, zur Renaissance und zum „Staat als Kunstwerk“. Auch das im Jahre 1867 zum erstenmal erschienene Buch über die Baukunst der Renaissance in Italien erfüllt das Programm, das Burckhardt bei der Bewerbung um die Zürcher Professur bekannte, von der innigsten Verbindung von Kunst- und Kulturgeschichte: „Das Mittelalter mit seinem wirklich politischen Leben hatte die Gestalt (von Palästen für öffentliche Zwecke) bereits im Großen festgehalten.“ Die Trennung von Ranke vollzieht sich da, wo das ästhetische Bedürfnis eine Harmonie der geschichtlichen Welt sucht. Harmonie findet Ranke im staatlichen Wesen selbst; Staaten und Völker sind ihm „Gedanken Gottes“ (und der Student Burckhardt schreibt es, überwältigt von der Größe des Worts, in sein Kollegheft), die „Großen Mächte“ verdanken ihrem „Genius“ die Harmonie des Gleichgewichts, des Ausgleichs gegen die vorwaltende Macht des Einen spanischen Philipp, des Einen französischen Ludwig.

An diese Schönheit des Ausgleichs, an diesen Genius des Gleichgewichts, an Staaten und Völker als Gedanken Gottes konnte Burckhardt nicht glauben. Er kann meinen, Ranke sähe nicht, was allerdings er schärfer sieht: Elend, Jammer der Menschenopfer, mit denen das „Glück“ des Sieges und der Sieger bezahlt wird. Burckhardt aber, der leidenschaftliche Kunstforscher, immer auf dem Wege nach der Schönheit, der Bilderkenner, der in seinen älteren Jahren seine Abende am Klavier zubringt, glaubt nicht, wie der „große Lehrer“, an die Harmonisierbarkeit der Geschichte, denn er hat, mehr als zwanzig Jahre jünger als Ranke, einen anderen Begriff von der Revolution. Ranke lebte neunzig Jahre gewissermaßen im Genuß des preußisch-französischen Friedens von Basel, in dessen Jahr, 1795, er geboren war, die Kraft seiner Geschichtschreibung floß aus den mit dem Friedenswerk von 1815 begründeten „halkyonischen“ Tagen; Burckhardt wurde nicht müde, diese „scheinbar ruhigen Dezennien“ als

einen „bloßen Zwischenakt“ eines globalen Dramas zu erkennen. Als Ranke unter dem Eindruck von Bismarcks konservativer Wendung als Dreiundachtzigjähriger den Mut faßte, seine Weltgeschichte zu schreiben, hatte Burckhardt längst gesehen, daß er in einem Zeitalter der permanenten Revolution lebe. Die in neuester Zeit unter dem Titel „Historische Fragmente“ gedruckten Stücke seiner Vorlesungen, die den Bogen historischer Weisheit von dem alten Ägypten zu Napoleon I. spannen, zeigen uns, wie er als akademischer Lehrer immer wieder auf die Behandlung der „Krisen“, der „beschleunigten Prozesse“ zurückkam, und schon dem jungen Manne hatte die Große Französische Revolution mit der alten Gesellschaft „Tabula rasa“ gemacht, ja einen wahren gesellschaftlichen Organismus für alle Zukunft „verscherzt“; und genauso heißt es noch 1871, von Rousseaus Idee der Naturgüte des Menschen sei es in die Idee des Fortschritts gegangen, „unter völliger Auflösung des Begriffs Autorität“. Es ist die Auflösung der alten ständischen Gesellschaft, welche Burckhardts „Malismus“ gegen die „Moderne“ begründet: sein Mißvergnügen an Fortschrittsglauben, Massenbildung, Massenglück. War für Ranke die Revolution eine vom Genius Europas verarbeitete Störung des 1815 wiederhergestellten Gleichgewichtes der „Großen Mächte“, so lebte Burckhardt in Schreckensbildern, welche die Überwinder der Revolution so schrecklich malten wie die Revolution; der Zeitgenosse des Louis Napoleon und des Staatsstreiches von 1851, der drei Kriege von 1864, 1866, 1870, die Bismarck nach seiner Meinung „aus inneren Gründen“ und nach dem fatalistisch entschlossenen „Tu ich's nicht, so tut's ein anderer“ geführt hatte, hört in prophetischem Ohre die Trommelsignale autoritärer, für ihn militaristischer Ordnung als Beruhigung der Ranke noch nicht beunruhigenden sozialen Unruhe und als „unvermeidliches Ende des Rechtsstaates, wenn er der Kopffzahl . . . verfallen ist“ — Visionen einer durch Jahrzehnte festgehaltenen Endzeitstimmung, als könne das, was seine Zeit trieb und was er mitbetrieb, unter dem Ansturm der täglich erwarteten Apokalyptischen Reiter plötzlich zu Ende sein, wie er es insbesondere in den Jahren des Krimkrieges in seinen Briefen schrieb.

Freilich, der Prophet Burckhardt bleibt immer Historiker, und auch die schreckliche Zukunft malt er nicht in ein plattes Schwarz. Die *laudatores temporis acti*, die Lobredner der guten alten Zeit, mußten wie die romantischen Mittelalterschwärmer hören, daß sie in jenen Zeiten nicht leben könnten noch wollten; aber die Fortschrittsoptimisten des eigenen Jahrhunderts mußten sich an die vergangenen Zeiten, ja auch an das Mittelalter erinnern lassen, die sie freilich gar nicht verstehen könnten, da jene Zeiten nicht ein „Geschäft“, sondern ein „Dasein“ waren. So ist, wie Burckhardt 1889 schreibt, sein „Gedankenbild von den *terribles simplificateurs*, welche über unser altes Europa kommen werden, kein angenehmes“; aber er malt sich auch die „Lichtseiten der großen Neuerung aus: wie über das ganze Strebertum der blasse Schrecken des

Todes kommt, weil wieder einmal die wirkliche bare Macht oben sein und das Maulhalten allgemeine consigne sein wird“. Was er in der vergangenen Geschichte ehrt, die „riskierten Zeiten“, wirft er in die Zukunft voraus; aber freilich bleibt diese schrecklich genug, und die historische Erkenntnis, ob ins Vergangene, ob ins Zukünftige gewendet, kann das Ungenügen an dem eigenen „angenehmen Jahrhundert“ nur bekräftigen. Dieser Geist des „Malismus“ war, wieder in Burckhardts Manier zu reden, „früh komplett“; ein empfindlicher Geist wie Burckhardt, dessen Gedanken sich stets im Ton kräftiger Stimmungen äußern, war nicht geeignet, die in seinen Briefen und Werken doch auch zu findenden freundlicheren Urteile über sein Jahrhundert lange forttönen zu lassen. Der Kunsthistoriker Burckhardt konnte sich über die neuen Möglichkeiten freuen und sich ihrer in reichem Maße bedienen, welche die neue Photographie für die Reproduktion von Kunstwerken bot; 1848 entwickelte er den Plan einer populärwissenschaftlichen Buchreihe; der Musiker Burckhardt wollte sich nicht nur wundern, sondern auch freuen über die neue Wohlfeilheit, mit der die Werke der klassischen Musik von der Edition Peters in die bürgerlichen Häuser getragen wurden; der Historiker Burckhardt spricht seinem Jahrhundert mit seiner allverbreiteten Bildung und seinem Abstand den Glaubensüberzeugungen der Vergangenheit gegenüber einen besonderen „Beruf für das historische Studium“ zu; aber all das ist doch nur die realistische Anerkennung von Vorzügen, welche mit den bittersten Einbußen erkaufte sind, mit Bildungsverflachung, mit einer besonders für das Deutschland nach 1871 festgestellten Abnahme der geistigen Spontaneität und mit dem Zwangsanspruch des modernen Großstaates.

★

Als dem Verfasser von Konstantin und Cicerone die Vaterstadt nicht die Stellung bot, die ihm zukam, nahm Burckhardt im Herbst 1855 einen Ruf als Professor der Kunstgeschichte an die Eidgenössische Technische Hochschule in Zürich an, und wenn er im Frühling 1858 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Basel zurückkehrte, so faßte er diese Rückkehr in seinen Briefen wie in seinem Lebensrückblick als „Rehabilitierung“ auf. Nun, in Basel, flossen dem von der Geschichte, von Gegenwart und Zukunft in unvergleichlicher Weise beunruhigten Manne die Jahre vom einundvierzigsten bis zum achtzigsten in äußerer Ruhe dahin. Rufe lehnte Burckhardt ab oder ließ sie nicht an sich herankommen, so etwa nach Karlsruhe, nach Tübingen, endlich 1872 nach Berlin in der Nachfolge Rankes. Mit Verwandten und wenigen Bekannten, auf Ausflügen ins Badische und später melancholisch an der Grenze wandelnd, einsam, spart er sich für die geistige Konzentration, im „vernünftigen Gespräch“ am abendlichen Bier- und Weintische, in der sorgfältigsten Beziehung zu ausgewählten Schülern wie im Alter zu dem geliebten Wölfflin —

die Briefe an Albert Brenner (1855/56) erstaunen durch den Ernst, mit dem der Professor, seiner eigenen Jugend, aber auch seiner Gedichte in schriftdeutscher wie baslerischer Sprache (E Hämpfeli Lieder, 1853) gedenkend, sich nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der poetischen Sorgen seines akademischen Schützlings annimmt. Von Kollegen sprach er mit Hochachtung, gar von dem in seinem Genie ahnungsvoll gewürdigten, in seinen Werbungen in Distanz gehaltenen Friedrich Nietzsche, aber er suchte eher den Umgang mit einfachen Leuten. So abgeschlossen er lebte, so wirkte er doch für die Gesellschaft — oder sollte man sagen: er schuf diese Gesellschaft durch die lange Reihe der Vorträge, von denen er den ersten im Jahre 1844 gehalten hatte, deren letzten er im Jahre 1892 hielt, ein halbes Jahrhundert als Chiffre einer furchtgebietenden Autorität unter mitlebenden und nachgeborenen Mitbürgern. Großartige Deutungen der Zeit wie seine Rede auf Schiller vom Jahre 1859 wechseln mit Früchten seiner Lektüre griechischer Schriftsteller und mit fast behaglich gemalten Kulturbildern wie dem Vortrag über die Briefe der Madame de Sévigné, in dem der ganze Duft des französischen Ancien Régime eingefangen und wieder ausgeströmt ist. So kritisch zumal der junge Burckhardt sein Basel von sich abrücken konnte — der seine Bürgerpflicht ernst nehmende Vortragende genoß in Basel noch am ehesten, was er an „großen Tauschplätzen“ öffentlichen geistigen Wettbewerbes, was er in Athen und Florenz verehrte: ein die Bildungswelt Europas konzentrierendes Publikum. Einen wirklichen Freund hat er neben Paul Heyse, der ihm seit der Begegnung im Berliner Hause Franz Kuglers (1847) bis ins hohe Alter verbunden war, gefunden, den badischen Verwaltungsbeamten Friedrich von Preen. Die von 1864 bis 1893 nach Bruchsal gehenden Briefe sind in den Jahren gehäuft, da Burckhardt seit dem Herbst 1868 das Kolleg mehrmals las und die Vorträge hielt, die erst sein Neffe Jacob Oeri im Jahre 1905 aus dem Nachlaß als „Weltgeschichtliche Betrachtungen“ herausgegeben hat. Ihren Inhalt in Kürze wiederzugeben, ist schlechthin unmöglich, zumal die Niederschrift, in einem stillen Kampf gegen Hegel des Verfassers Abneigung gegen Geschichtsphilosophie, chronologischen Fortgang und Ergründung der „Anfänge“ bekennd, ihre Aufgabe darin sieht, „eine Anzahl von geschichtlichen Beobachtungen und Erforschungen an einen halb zufälligen Gedanken-gang anzuknüpfen, wie ein andermal an einen andern“.

Auch sie gehen in frühe Bemühungen des Dozenten Burckhardt zurück, letzten Endes auf eine „Einleitung in das Studium der Geschichte“, 1851 zum ersten Male gelesen; zu den „Betrachtungen“, die der Vortragende selbst immer nur „Über das Studium der Geschichte“ nannte, gelangte Burckhardt, indem er, von vornherein nicht auf die Ausbildung von Fachhistorikern, sondern auf historische Weltbetrachtung ausgehend, von den quellenkundlichen, methodischen Interessen der ersten Niederschriften mehr und mehr auf die historisch-sachlichen Anliegen überging. Es fehlt in diesem unerschöpflichen,

im zugreifenden Blick auf das Ganze der Geschichte der Dunkelheiten, der geheimnisvollen Stenographie nicht entbehrenden Buche nicht einer von den Zügen, die wir an dem Kulturhistoriker und Kulturkritiker Burckhardt schon beobachtet haben.

Am nächsten kommt herkömmlicher Geschichtsbetrachtung das Kapitel über die geschichtlichen Krisen, die beschleunigten Prozesse: Invasionen, Kriege, Revolutionen. Als das Hauptstück der Betrachtungen wird man immer das Kapitel „Von den drei Potenzen“ empfinden. Statt in Rankes Art die „Mär der Weltgeschichte“ in den Völkern und Staaten als Gedanken Gottes zu finden, suchte sie Burckhardt in den „Potenzen“, den geschichtlichen Urkräften Staat, Religion und Kultur. Zunächst in ihrer Trennung: „Die drei Potenzen sind unter sich höchst heterogen und nicht koordinierbar.“ Doch gehören Staat als „Ausdruck“ des politischen und Religion als Ausdruck des metaphysischen „Bedürfnisses“ als „stabile“, Zwangsgeltung beanspruchende Mächte zusammen gegen die „dem materiellen und geistigen Bedürfnis im engeren Sinn entsprechende“ „Kultur“. Kultur ist für Burckhardt der Gegensatz zur Zwangsgeltung, das Reich der Freiheit. Freiheit aber ist überall da, wo in der Geschichte als Ausdruck des geistig-sittlichen Lebens beobachtet werden: das Spontane, das Naive, aber auch das Verschiedenartige, Bunte in Geselligkeit, Techniken, Künsten, Dichtungen, Wissenschaften. Dieser „Welt des Beweglichen“, Freien, nicht notwendig Universalen, diesem „Europäischen“ gilt Burckhardts Liebe. Er erörtert die „gegenseitigen Bedingtheiten“ der Potenzen. Burckhardt sieht wohl, daß der Staat als Zwangsgewalt der Kultur den Platz verweigern, daß er ihn aber auch bereiten kann: nicht nur durch „Versumpfung“ oder durch Kleinheit („hier haben wir die Lichtseite der Zerstückelung und Kleinstaaterei vor uns, welche das mittelalterliche Lebenswesen mit sich brachte“), sondern auch durch Krieg und Macht.

Die Macht „an sich böse“: ein geflügeltes Wort mit allen Gefahren mißverstehender Abnutzung. Jene „Gier“, „eo ipso unerfüllbar“, unglücklich und unglücklich machend, will nichts als sich behaupten. Aber die Kultur wird nicht gegen die Macht ausgespielt; denn der Historiker Burckhardt sucht nicht das „Wünschbare“, sondern das Wirkliche. „Das Böse“ ist „ein Teil der großen weltgeschichtlichen Ökonomie“: es „entwickeln sich die wichtigsten materiellen und geistigen Besitztümer der Nationen nur an einem durch Macht gesicherten Dasein“. Und wenn wir das Verhältnis des „Individuums“ und des „Allgemeinen“ einmal so bestimmt finden: „Wer also einer Gesamtheit Größe, Macht, Glanz verschafft, dem wird das Verbrechen nachgesehen“ und: „auf den Erfolg kommt hier alles an“, so hören wir keine Entschuldigung des Verbrechens und keine Aufforderung, den Erfolg anzubeten. Der Moralist Burckhardt weigert sich, das Böse wegen guter Folgen gut zu nennen, der Historiker Burckhardt anerkennt die Macht als Element der geschichtlichen Ökonomie.

Nicht Urteile und Aburteile, sondern die Erkenntnis und ihre Askese ist Burckhardts letztes Wort. Moralist war Burckhardt zuletzt im Sinne der französischen „Moralisten“, „welchen“, wie er mit bekenntnishafter Wärme von ihnen sagt, „das Leben in so hohem Grade objektiv geworden ist, daß sie darüberzustehen scheinen“: man möchte Burckhardt den Montaigne des 19. Jahrhunderts nennen.

Wie das historische Denken Burckhardts in den Weltgeschichtlichen Betrachtungen, so ist sein historisches Arbeiten am deutlichsten in seinem letzten großen Werk, in der Griechischen Kulturgeschichte, ausgesprochen. Man kann den Plan des Werkes auf Äußerungen des Jahres 1862 zurückverfolgen, eine erste Disposition von 1870 vor sich legen und seit dem Sommersemester 1872, mit der ersten Vorlesung „Griechische Kulturgeschichte“, das „Quod felix faustumque sit“ erfüllt sehen, das Burckhardt im Zeichen dreier Sterne auch auf diese Blätter setzte; das „Durchstreifen“ der antiken Autoren war Burckhardts „kuriose und wildgewachsene Manier“ von Jugend auf, das Hellenentum, zumal die athenische Kultur, den Weltgeschichtlichen Betrachtungen immer wieder die Exempel statuierend, war seine Lebensluft; mit seinem wiederholten, seiner Abneigung gegen „pressante“, gegen „nächtliche“ und „tödliche“ Arbeit entsprechenden Geständnis, ein Kolleg, kein Buch machen zu wollen, streitet nun doch seine Lust zur „literarischen Entreprise“. Genug, die Vorlesung gedieh zu einem vierbändigen Werk von Gedanken, die aus Lektüre gewonnen waren; Lektüre der alten Autoren, nicht Erforschung der Inschriften; Burckhardt konnte wohl die jüngeren Historiker bemitleiden, die sich archivalisch abarbeiten müßten und kaum noch den ganzen Herodot gelesen hätten.

Wie hat er allein den Plutarch benutzt! Denn Quellenausschöpfung, nicht Quellenvermehrung ist der Nerv seiner Geschichtschreibung. Antigonos Dason „findet den Genuß echten Heldentodes“ und stirbt im Sieg über die Illyrier zu Pferde am Blutsturz — und nun wird das Unbeglaubliche ohne Unkritik einer tieferen Wahrheit dienstbar gemacht, als es die Wirklichkeit ist: „Wie man in den Leschen wohl hinzudichtete mit dem Worte: Welch ein schöner Tag!“

Das Urteil über die Griechen, ausgefaltet von den ältesten Zeiten bis zum „hellenistischen Menschen“, von Athen nach Sparta, vom Mutterland in die Kolonien, von der Agora der Polis zum intimsten Frauenleben: dieses Urteil im ganzen steht schon am Ende des ersten Kapitels: „Die Griechen und ihr Mythos“. Denn im Mythos mehr als in der Geschichte erkennen die Griechen sich selbst. „So war das Griechenvolk geistig orientiert, welchem im Verlauf der Zeit die allergrößten weltgeschichtlichen Aufgaben zufallen sollten: in seiner mythischen Vorzeit gefangen, zu einer buchstäblichen Geschichte nur ganz allmählich befähigt, in poetischer Bildlichkeit völlig aufgehend . . .“ Die Griechen aber sind von Burckhardt bewundert, nicht idealisiert worden. Der

„üble Duft“ wird nicht beschönigt, der in der athenischen Demokratie viele der besten Bürger vom Staate sich abwenden ließ; wohl wird im Genuß südlicher Wahlverwandtschaft dem Nordländer vorgerechnet, er könne das „Agorazein“ des griechischen Politen nie übersetzen: dieses „Zusammenstehen und Schlendern, gemischt aus Geschäft, Gespräch und holdem Müßiggang“, aber auch erkannt, wie die Nervosität des öffentlichen Lebens Athens sich erklärt aus dem Mangel der (auf Sklaven abgewälzten) täglichen Arbeit. Und wieder der ganze Burckhardt erscheint im Umschlag von der Erkenntnis ins Mitgefühl: „Aber von allen Kulturvölkern sind die Griechen das Volk, welches sich das bitterste, empfundenste Leid angetan hat.“

Die folgenden Bände erörtern in allem Reichtum des Mitgeteilten das geheime Problem der Selbstauflösung der griechischen Kultur. Selbstauflösung und: Kontinuität. Denn die Hellenisierung des Orients, der Philhellenismus der Römer, die Christianisierung des Römischen Weltreiches inmitten barbarischer „Erfrischung“ durch die Germanen — das ist die — in Burckhardts Lieblingsfigur Gregor dem Großen verdichtete — Rettung der Kultur „Alt-europas“.

Will man die Kunstworte gebrauchen, so kann man in einer solchen Anschauung ein teleologisches Denken beobachten: wie etwa der Großstaat und der Kleinstaat nicht nach den Bedingungen ihrer Entstehung, nach ihren Gründen, sondern nach ihren Zwecken unterschieden werden: der Großstaat ist „vorhanden . . . zur ruhigen Ausbildung großer kollektiver Kräfte“, der Kleinstaat „ist vorhanden, damit ein Fleck in der Welt sei, wo die größtmögliche Quote der Staatsangehörigen Bürger im vollen Sinne sind“. Zur Entstehung der „Kultur der Renaissance“ war eine bestimmte Entwicklung des städtischen Lebens „notwendig“; oder: erst nachdem die Orthodoxie sich vollständig organisiert und einen Teil der Traditionen des Altertums unter ihre Fittiche genommen hat, „darf das Imperium sterben“. Diese nach Zwecken und Wünschen orientierte Ausdrucksweise lagert sich über das Wissen vom „großen Hauptstrom der Ursachen und Wirkungen“. Aber eben dieses ist das Burckhardtische, die teleologische Fassung des kausalen Zusammenhangs. Derselbe Burckhardt verbietet sich immer wieder und besonders in der letzten seiner Weltgeschichtlichen Betrachtungen „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte“ das Urteil nach dem Glück, nämlich nach der Erfüllung unserer Wünsche von dieser Art: „Ein Glück, daß die Griechen über die Perser, Rom über Karthago siegte.“ Und doch ist gerade dieses auch für ihn das höchste Glück der Geschichte. Er, der nicht müde wird, vor den Urteilen aus der „Wünschbarkeit“ zu warnen, ist doch der große Wünschende. Er nimmt aber die Wünsche in die Zucht historischer Erkenntnis zurück. Das ist das wissenschaftliche Ergebnis seiner von ihm immer von neuem bekannten „unwissenschaftlichen“ Art. Diese irritiert systematisch gerichtete Geister.

„Storiografia senza problema storico“, spottete Croce. Aber das Problem und seine Lösung sind beschlossen in Burckhardts zufassender und zuschlagender Sprache, die Wahrheit eingeschlossen in das Wort. Freilich, auch die Sprache Burckhardts wahrt das Geheimnis: „Zeit und Mensch treten in eine geheimnisvolle Verrechnung“; sie ist gnomisch — dunkel, wie auf der Bühne „nebenbei“ gesprochen: „Die Menschen sind ganz anders“; aber diese Sprache blitzt das Ganze der Geschichte an, und Sätze sausten vom Baseler Katheder, prall von der Weisheit des moralischen Menschenkenners und des in Bildern schauenden Historikers: die regelmäßigen Anklagen athenischer Feldherren durch den Demos waren „eine Krankheit, und zwar eine, die unheilbar sein mußte, weil man sie für ein Zeichen der Gesundheit hielt“.

*

An den großen Männern ist nicht alles groß, und man sollte ihnen eher nachdenken als nachsprechen. Nicht nur Großes, auch grämlich-Heiteres spricht der Prophet. Ihn, dem in seinem Jahrhundert zumute ist, „als ob man an einem Regensonntag in den Nachmittagsgottesdienst müßte“, ärgert die häßliche Steinkohle als „das Moderne in seiner Zudringlichkeit“. Ihn ärgern die Eisenbahnbauten und das Pfeifen der Lokomotiven zumal um Basel, und mit dem „wahren Hohn gegen unser Säkulum und dessen Prä-tension“ sieht er so manches „Bähnlein“ so bald verkrachen wie die Staaten unter ihren Schulden. Geldprotzen und Kapitalisten, Proletarier und Sozialisten sind gleich schlechte Leute. Der Zeitgenosse von Friedrich List, aber auch der Kathedersozialisten und der Bismarckschen Arbeiter-Versicherung, von naturwissenschaftlichen und industriellen „Erfindungen“ auch in der Vergangenheit nicht eben hoch denkend, sieht die Wirtschaft scharf als „unbedingtes Geldverdienen und Komfort mit Gewissensbeschwichtigung durch Philanthropie“, ohne Wort für die sittlichen Kräfte des technischen Genius, auch ohne zugreifende Liebe für die Opfer der neuen Zeit, deren dumpfer Ruf nach einem gerechten Leben ihn als der Schrei proletarischer Sucht nach Wohlleben beleidigt. Es war lange her, daß der junge Burckhardt (1843) Louis Blanc las und in Louis Philippe den Verbündeten der „vernünftigeren Sozialisten“ sah, und es sollte bald eine Zeit kommen, da dem „rädersurrenden Elend“ der europäischen Industriegebiete mit der Flucht nach Italien, wo „so viel Bettelei“ und „so wenig Industrie“ sei, nicht mehr zu entkommen war. Burckhardt verhärtete sich in Stimmung, Ahnung und skeptischer Erkenntnisresignation, als längst Karl Marx in eisiger Wissenschaftlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft die Wunde sondiert hatte. Mag Burckhardt sich aber aufs Nächste und aufs Nahe verschätzt haben, er war doch der wahr-sagende Prophet unter den Historikern des 19. Jahrhunderts. Er, der 1890

JACOB BURCKHARDT

die wachsende Gefahr eines „Weltkrieges“ mit der „Aufregung der ganzen Arbeiterwelt“ in Verbindung bringt, hat die Konsequenzen des Groß- und Machtstaates im Zeitalter der Demokratie und der sozialen Umwälzung bis zu dem bitteren Ende hin geahnt und täglich in vorausdenkender Sorge erlitten, das im nächsten Jahrhundert erreicht werden sollte.

Deutschland hat er, der sich in jungen Jahren vornahm, die deutsche, das heißt nach dem damaligen Verstande, germanische, alemannische Art der Schweizer zu beweisen, als Student und junger Dozent als „heilige deutsche Erde“ geliebt, als das Land kleinstaatlicher Freiheit und Buntheit, als das Land seiner Lehrer und seiner romantischen Freundschaften; er hat es seit den späteren vierziger Jahren an seiner besorgten Abneigung gegen den modernen Nationalstaat teilnehmen lassen, und Bismarck und sein Deutschland konnte er nicht lieben: jetzt „mündet“ ihm die Geschichte Deutschlands nicht mehr wie 1841 „so schön in die Gegenwart“. Aber wo Autorität anzuerkennen war, war auch Burckhardt mit dem Sinn für das zum Reich gewordene Deutschland zur Hand. Am 25. März 1890 schreibt er an Preen: „Und in diesen Zeiten zerschmettert man den Kanzler. Nicht, als ob derselbe eine Mixtur gegen die großen Gefahren im Sack bei sich trüge, aber es wäre doch wohlgetan gewesen, wenigstens nach außen alles, was nach Autorität aussieht oder daran erinnert, nach allen Kräften zu schonen. Der Artikel möchte auf einmal ziemlich rar werden.“ Zwei Jahre später aber schreibt er an den Freund über Bismarcks Äußerung („der Kaiser ist ja nicht bei mir in Ungnade gefallen“): „Das möchte wohl das Stärkste sein, das nicht mehr wird können überboten werden.“ Nicht tritt hier Burckhardt — einig mit dem Augenblick — auf die Seite Wilhelms II., sondern einig mit sich selbst, nimmt er die Partei der Autorität. Er, der mit seinen „Erinnerungen aus Rubens“ im höchsten Alter noch einmal den Glanz der von ihm erkannten und gedeuteten Schönheit ausstrahlt, „das ruhige Dasein in der Bewegung“, das ihn schon in der Jugend gegen die zeitgenössische Historienmalerei, aber auch in der Abneigung gegen Rembrandt den Tizian als den wahrhaft historischen Maler eines „schönen und freien Menschengeschlechts“ hatte feiern lassen, hinterläßt auch seine spätesten Worte über die Geschichte als Urteile über den „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“.